

Open Access: Soziologische Aspekte

Herb, Ulrich

Postprint / Postprint

Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Herb, U. (2007). Open Access: Soziologische Aspekte. *Information - Wissenschaft und Praxis*, 58(4), 239-244. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-263652>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Open Access: Soziologische Aspekte¹

Ulrich Herb, Saarbrücken

Die Forderung nach Open Access wird wissenschaftslogisch (Beschleunigung der wissenschaftlichen Kommunikation), finanziell (Linderung der Zeitschriftenkrise), sozial (Verringerung des Digital Divide), demokratietheoretisch (Zugang zu Informationen ermöglicht Partizipation) und sozialpolitisch (freier Zugang zu Informationen nivelliert Ungleichheiten) begründet. Dieser Beitrag untersucht einige dieser Annahmen mittels sozialwissenschaftlicher Modelle. Von Befunden aus der Bildungssoziologie und Sozialpsychologie bereits hinlänglich widerlegte Naivitäten wie die Annahme, Zugang zu Informationen wirke per se nivellierend, bleiben außen vor. Im Zentrum stehen die Erkenntnisse aus Pierre Bourdieus Kapitaltheorie für die Akzeptanz von Open Access und die Erkenntnisse aus Michel Foucaults Diskursanalyse für die Wirkung von Open Access innerhalb des Digital-Divide-Konzepts. Bourdieus Kapitaltheorie deutet darauf hin, dass für die Akzeptanz von Open Access bei Wissenschaftlern nicht hagiographische, wissenschaftslogische Argumente wie die Beschleunigung der Kommunikation ausschlaggebend sein dürften, sondern machtlöge Argumente: Entscheidend für die Akzeptanz von Open Access (und konzeptionell verbundener Modelle wie etwa alternative metrische Verfahren) ist, wie Wissenschaftler dessen mögliche Auswirkungen auf bestehende Akkumulationsprozesse wissenschaftlichen Kapitals wahrnehmen. Hinsichtlich der Wirkung von Open Access im Digital-Divide-Modell legt Foucaults Diskursanalyse nahe, dass Open Access Abhängigkeiten, Szientozentrismen und Ethnozentismen verstärken kann.

Open Access: Sociological Implications

Claims for Open Access are mostly underpinned with science-related (Open Access accelerates scientific communication), financial (Open Access alleviates the serials crisis), social (Open Access reduces the Digital Divide), democracy-related (Open Access facilitates participation) and socio-political (Open Access levels disparities) arguments. Using sociological concepts and notions this contribution analyses some of the presumptions mentioned. Naiveties as the assumption that access to information and knowledge would be sufficient to even out disparities are not considered as they are widely disproved by findings from the Sociology of Education and Social Psychology. This contribution focuses strongly on Pierre Bourdieus theory of (scientific) capital and its implications for the acceptance of Open Access and Michel Foucault's discourse analysis and the implications of Open Access for the Digital Divide concept. Bourdieus theory of capital implies that the acceptance of Open Access depends on the logic of power and the accumulation of scientific capital. It does not depend on slogans derived from hagiographic self-perceptions of science (e.g. the acceleration of scientific communication). According to Bourdieus theory it is crucial for Open Access (and associated concepts like alternative impact metrics) how scientists perceive its potential influence on existing processes of capital accumulation. Considering the Digital Divide concept Foucault's discourse analysis suggests that Open Access may intensify disparities, scientocentrism and ethnocentrism.

Sobald es technisch möglich war, innerhalb von Sekunden weltweit Informationen zwischen Computern mit Internetanschluss auszutauschen, wurden Wissenschaftler sich schmerzhaft der Tatsache bewusst, dass ein großer Teil wissenschaftlicher Informationen von diesem Austausch ausgeschlossen war. Der technischen Möglichkeit, Fachkollegen nahezu ohne Verzögerung wissenschaftliche Ergebnisse zukommen zu lassen oder umgekehrt die Ergebnisse der Kollegen für die eigene Forschung zu nutzen, standen mächtige Schranken gegenüber: Die

Lizenzbedingungen wissenschaftlicher Verlage, in deren Journals die formale und fachintern respektierte Veröffentlichung von Forschungsergebnissen erfolgt, sehen vor, dass für die Nutzung dieser Publikationen gezahlt wird – entweder vom lesenden Wissenschaftler selbst (pay-per-view) oder von der lokalen Hochschule, deren Hochschulbibliothek in der Regel die Lizenzgebühren für die wissenschaftlichen Journale aus dem ihr zugewiesenen Budget entrichtet. Da aber keine Hochschulbibliothek der Welt die Lizenzgebühren für alle wissenschaft-

lichen Journale entrichten kann, bleiben die Verheißungen des Internets unerfüllt und sein Potenzial für die wissenschaftliche Kommunikation liegt brach.

Begründungen des Open Access

Wissenschaftslogische Begründungen

Dieses Spannungsfeld zwischen technischem Potenzial und wissenschaftlichem Alltag führte zu Unzufriedenheit bei Wissenschaftlern. Einige wollten die formalen Barrieren nicht akzeptieren und forderten Open Access, kurz gesagt: Entgeltfreien Zugang zu wissenschaftlichen Informationen via Internet. Die Verstetigung von einer Forderung zu einer Bewegung lässt sich an drei Konferenzen zum freien Zugang zu wissenschaftlichen Informationen ablesen: Budapest, Bethesda, Berlin. Schon zu Beginn der Open Access-Diskussion trat interessanterweise der Investmentbanker George Soros als Förderer des Open Access in Erscheinung. Soros unterstützt über das Open Society Institute (OSI)² unter anderem die Budapest Open Access Initiative, aber auch andere auf Struktur- und Modellbildung im Bereich der wissenschaftlichen Kommunikation ausgerichtete Vorhaben. Die öffentlichkeitswirksamste Konferenz war die Berliner Konferenz im Jahr 2003, die in der Verabschiedung und Unterzeichnung der Berliner Erklärung über offenen Zugang zu wissenschaftlichem Wissen³ mündete. Die Unterzeichner bilden eine honorige Gruppe: Max-Planck-Gesellschaft, Wissenschaftsgemeinschaft Gottfried Wilhelm Leibniz, Deutsche Forschungsgemeinschaft DFG, Helmholtz-Gemeinschaft, Hochschulrektorenkonferenz, Wissenschaftsrat und Fraunhofer-Gesellschaft bekräftigen ihre Absicht, Open Access zu unterstützen und zu fördern.

Die Berliner Erklärung fordert Open Access, den offenen entgeltfreien Zugang zu wissenschaftlichen Informationen und Veröffentlichungen, mit folgenden Worten:

- 1 Eine Kurzfassung dieses Artikel erschien unter dem Titel „Entgeltfreier Zugang zu wissenschaftlichen Informationen“ in zwei Teilen im Online-Magazin Telepolis (www.telepolis.de)
- 2 www.soros.org/
- 3 www.zim.mpg.de/openaccess-berlin/berlin-declaration.html

„Die Autoren und Rechteinhaber solcher Veröffentlichungen erteilen allen Benutzern das freie, unwiderrufliche und weltweite Zugangsrecht und die Erlaubnis, die Veröffentlichung für jeden verantwortlichen Zweck zu kopieren, zu benutzen, zu verteilen, zu übertragen und abzubilden unter der Bedingung der korrekten Nennung der Urheberschaft (...) sowie das Recht, eine beschränkte Anzahl gedruckter Kopien für den persönlichen Gebrauch zu machen.“ (BE 2003)

Als einzig akzeptable Barriere zu wissenschaftlichen Informationen wird die Notwendigkeit, das Internet als Kommunikationsmittel benutzen zu müssen, angesehen. Dokumente, die unter den Bedingungen des Open Access nutzbar sind, existieren per definitionem elektronisch im Internet und können von jedem ohne Entgelt genutzt werden. Damit sind generisch weitere Eigenschaften verbunden: Open-Access-Dokumente sind sofort nach Zugänglichmachung jedem Internetnutzer, jeder Suchmaschine, jedem Datenbankanbieter verfügbar. Ihre Sichtbarkeit und Verbreitung sind größer als die lizenzgebunden zugänglicher Dokumente, denn diese sind durch IP-Check und andere Mechanismen gegen die Nutzung durch beliebige Leser gesperrt. Stevan Harnad, glühender Verfechter des Open Access, beschreibt dessen Vorzüge pointiert auf der Website seines „Open Access Archivangelism“⁴ mit dem Slogan: Maximizing research impact, by maximizing research access. Und wo könnte der research access größer sein als bei Open-Access-Dokumenten?

Finanzielle Begründungen

Im Publikationsprozess wissenschaftlicher Inhalte können Wissenschaftler zwei Rollen übernehmen: Sie können sowohl als Autoren wissenschaftlicher Publikationen als auch als Peers (als Gutachter der Publikationen anderer Wissenschaftler) fungieren. Die Begutachtung wissenschaftlicher Artikel wird als Peer-Review, als Begutachtung durch Gleiche, bezeichnet. Insbesondere fällt es Wissenschaftlern schwer, einen kostenpflichtigen Zugriff auf wissenschaftliche Dokumente zu akzeptieren, wenn sie weder in ihrer Funktion als Autoren, noch in der Funktion als Gutachter einen finanziellen Gegenwert erhalten. Griffig formuliert wird diese Position von Katja Mruck, Stefan Gradmann und Günter Mey:

„Frei zugänglich im Internet sollte all jene Literatur sein, die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler ohne Erwartung, hierfür bezahlt zu werden, veröffentlichen. Zu dieser Kategorie gehören zunächst Beiträge in Fachzeitschriften, die ein reguläres Peer-Review durchlaufen haben, aber auch z.B. Preprints, die (noch) nicht be-

gutachtet wurden, und die online zur Verfügung gestellt werden sollen, um Kollegen und Kolleginnen über wichtige Forschungsergebnisse zu informieren bzw. deren Kommentare einzuholen. Open access meint, dass diese Literatur kostenfrei und öffentlich im Internet zugänglich sein sollte, so dass Interessierte die Volltexte lesen, herunterladen, kopieren, verteilen, drucken, in ihnen suchen, auf sie verweisen und sie auch sonst auf jede denkbare legale Weise benutzen können, ohne finanzielle, gesetzliche oder technische Barrieren jenseits von denen, die mit dem Internet-Zugang selbst verbunden sind.“ (Mruck / Gradmann / Mey 2004)

Da das Hindernis im Zugang zu wissenschaftlichen Informationen in den Lizenzkosten für wissenschaftliche Journale gesehen wird, die sich Hochschulen und Hochschulbibliotheken in Zeiten sinkender Etats (bei zugleich meist steigenden Lizenzkosten) nicht mehr leisten können (Umstätter 2003, EPS 2006), rückt bei der Rechtfertigung des Open Access auch der monetäre Faktor in den Vordergrund. Diese Argumentation findet heftige Zustimmung bei denjenigen, denen es zwar an monetären Mitteln fehlt, die aber den Wissenschaftlern ausreichenden Zugang zu Informationen erkaufen müssen: Den Bibliotheken, die ihre Forderung nach Open Access mit dem Fehlen an Mitteln zum Kauf von wichtigen Wissenschaftsjournalen, der sog. Zeitschriftenkrise, verknüpfen. Nicht zufällig finden sich einige der stärksten Open-Access-Advokaten unter Vertretern wissenschaftlicher Bibliotheken, die auch äußerst aktiv darin sind, Open-Access-Publikations- und Infrastrukturangebote zu entwickeln und bereitzustellen.

Soziale Begründung: Digital Divide und Demokratie

Neben wissenschaftslogischen und monetären Argumenten finden sich am Rande der Diskussion auch Argumente, die sich von Open Access eine Verringerung des Digital Divide versprechen. Damit verbunden sind demokratietheoretische Implikationen der Open-Access-Diskussion.

Das Konzept des Digital Divide besagt unter anderem, dass

- a) die Chancen auf den Zugang zu relevanten Informationen ungleich verteilt und stark von sozialen Faktoren abhängig sind und
- b) diese Ungleichverteilung gesellschaftliche Auswirkungen hat: Wer Zugang zu relevanten Informationen hat, hat bessere soziale und wirtschaftliche Lebenschancen.

Wenn Informationen im Open Access entgeltfrei und – unter der in diesem Zusammenhang nicht unwichtigen Bedingung der existierenden Internetverbindung – barriereelos zugänglich sind, profitieren

die von kostenpflichtigen Informationen Abgeschnittenen.

Ähnlich kann man die Forderung nach Open Access mit verschiedenen Demokratiekonzepten untermauern: Wenn Demokratie kein in Verwaltungsrichtlinien und Wahlrecht geronnenes, abstraktes Konzept sein soll, dann benötigt sie praktische Realisierung in der Gesellschaft: In einer offenen Demokratie verläuft die politische Willensbildung von unten nach oben, dazu ist Öffentlichkeit notwendig, die wiederum eine pluralistische Meinungsbildung ermöglicht. Eine pluralistische Meinungsbildung fußt aber auf der möglichst uneingeschränkten Zugänglichkeit und Öffentlichkeit der Informationen. Derartige Demokratieprinzipien gehören in den Bereich der partizipativen Demokratie: Sie gehen davon aus, dass nur intensive Beteiligung und umfassende Informiertheit praktische Demokratie ermöglichen. Zentral ist ein offener Diskurs möglichst aller Bürger über möglichst alle politischen Themen, um rationale Entscheidungen und Regieren durch Mitwirken zu erreichen. Aus solchen Überlegungen leiten sich auch Grundrechte wie Versammlungs- und Pressefreiheit ab. Sozialwissenschaftlich ausformuliert werden diese Überlegungen zum Beispiel durch Jürgen Habermas in seinem Werk „Theorie des kommunikativen Handelns“ (Habermas 1981).

Die wissenschaftslogische Begründung des Open Access als auch das partizipatorische Demokratiemodell sind von derselben Meta-Annahme geprägt: Ein freier Zugang und Austausch von Informationen, führt zu einer optimierten Diskussion über Objekte – egal, ob es sich um wissenschaftliche oder politische Fragestellungen handelt. Zudem brächte die entgeltfreie Zugänglichkeit wissenschaftlicher Information geradezu einen Transparenzschub in einem Staat, dessen Entscheidungen den Anspruch erheben, unter wissenschaftlicher Beratung getroffen zu werden.

Soziale Begründung: Information als gesellschaftliche Ressource und die Reduktion von Ungleichheiten

Ein weiterer Effekt des offenen Zugangs zu Informationen wird in der Reduktion sozialer Ungleichheiten und Benachteiligungen gesehen. Wenn westliche Gesellschaften wirklich die apostrophierten Informationsgesellschaften sind, dann ist Information die zentrale Ressource dieser Gesellschaften – genauso wie landwirtschaftliche Güter und Produktionsmittel die zentrale Ressource der Agrargesellschaft waren und industrielle Güter und Produktionsmittel es für die Industriegesellschaft waren. Die Möglichkeit der Teilhabe an Konsumtion und Produktion dieser Güter (in diesem Fall: Information) müsste dann die Gesellschaft strukturieren, d. h. Beziehungen zwischen Akteu-

4 <http://openaccess.eprints.org/>

ren begründen, die sich etwa in Form von Austausch, Handel, Abhängigkeiten, Asymmetrien, Macht, Herrschaft, Ungleichheiten niederschlagen. Auch wenn der Begriff der Informationsgesellschaft feuilletonistisch ist (denn die Regulation der Verteilung von Information strukturierte schon immer Gruppen und Gesellschaften), zeigt sich, dass Open Access auf den ersten Blick durchaus beanspruchen kann, zu einer Verringerung von Ungleichheiten beizutragen, schließlich kann jedermann die Informationen nutzen. Man kann noch weiter gehen: Ist Information die zentrale Ressource in unserer Gesellschaft, dann gewährt der Zugang zu Information den Zugang zu Lebenschancen. Genauso wie Zugang zu Bildung oder medizinischer Versorgung Lebenschancen gewährt, trifft dies dann auch auf Informationen zu.

Bilanz

Die Argumente für Open Access stammen aus unterschiedlichen Kontexten. Aus wissenschaftslogischer Perspektive verspricht man sich vom freien Zugang zu Informationsressourcen eine Erleichterung wissenschaftlicher Forschung. Aus finanzieller Perspektive erhofft man sich trotz sinkender Bibliotheksetats eine effizientere Informationsversorgung. In sozial-politischer Hinsicht werden mit Open Access Effekte wie die Nivellierung von Ungleichheiten beim Zugang zu wissenschaftlicher Information, Demokratisierung sowie die Verringerung des Digital Divide assoziiert. Es wäre demnach nahe liegend, wenn Open Access breite Akzeptanz fände. Dem ist aber nicht so: Open Access ist Wissenschaftlern überraschend wenig bekannt und stößt auf wenig Resonanz. Die Gründe hierfür sind vielfältig: Abhängigkeiten, Karrierewünsche, Machtmechanismen. Besonders in der Digital-Divide-Thematik kann sich Open Access als ambivalent erweisen, da er potenziell zur Fortschreibung althergebrachter Kartografierungen der Wissenschaftswelt beiträgt. Was der Diskussion um Open Access fehlt, ist die Berücksichtigung nicht nur technischer oder finanzieller Elemente, sondern sozialer Beziehungen und Faktoren. Was behindert den entgeltfreien Zugang zu Information? Welche Interessen stehen hinter der Forderung nach Open Access und welche Interessen stehen gegen diese Forderung? Ansätze, Open Access in der Wissenschaftslandschaft zu etablieren, haben meist die Form technischer Optimierungsversuche. Es existieren zahlreiche Studien⁵, die belegen, dass Open-Access-Veröffentlichungen häufiger zitiert werden als Nicht-Open-Access-Veröffentlichungen. Man bemüht sich, alternative Qualitätskriterien für elektronische Publikationen⁶ zu entwickeln, um Anreize zum Open-Access-Publizieren zu schaffen. Die Verbreitung von Open-Access-Dokumen-

ten im WWW wird durch eine steigende Anzahl wissenschaftlicher Suchmaschinen erhöht. Dennoch sind Wissenschaftler über Open Access erstaunlich schlecht informiert und nutzen Open-Access-Publikationsangebote ausgesprochen wenig (DFG 2005).

Rahmenbedingungen:

Die Wege zum Open Access

Zur Erreichung von Open Access werden zwei Strategien genutzt: Der grüne Weg (Self-Archiving) wird genutzt, wenn Autoren wissenschaftliche Publikationen zusätzlich zur formalen Veröffentlichung in einem wissenschaftlichen Journal auf dem Wissenschaftsserver ihrer lokalen Einrichtung oder Hochschule (Institutional Repository) oder einer Einrichtung ihres Faches (Disciplinary Repository) zur entgeltfreien Nutzung zugänglich machen. Wer sich auf dem goldenen Weg (Self-Publishing) bewegt, publiziert vorweg in einem wissenschaftlichen Journal, das per se als entgeltfrei nutzbares Onlinejournal existiert. Die Repositories des grünen Wegs werden meist ohne anfallende Nutzungsgebühren von Infrastruktureinrichtungen (Hochschulbibliotheken, Hochschulrechenzentren) angeboten. Open-Access-Journals finanzieren sich oft – aber bei weitem nicht immer (Kaufmann 2005) – über Gebühren, die Autoren oder deren Einrichtungen für das Publizieren in diesen Journals zahlen. Der zusätzlichen Zugänglichmachung von Publikationen, die in einem Nicht-Open-Access-Verlag erschienen sind, auf einem Wissenschaftsserver stehen selten Hinderungsgründe entgegen. Das Projekt Securing a Hybrid Environment for Research Preservation and Access (SHERPA)⁷ ermittelte die Richtlinien konventioneller wissenschaftlicher Verlage für die zusätzliche Open-Access-Zugänglichmachung von Artikeln auf Wissenschaftsservern: Über 90% der befragten Verlage erlauben diese zusätzliche Zugänglichmachung der Inhalte. Darunter befinden sich auch die big player im Verlagsgeschäft. Reed Elsevier, Springer und andere haben erkannt, dass eine zusätzliche Bereitstellung der Dokumente Werbung für ihre Zeitschriften ist. Grund dafür ist der in der Welt des wissenschaftlichen Publizierens nahezu allgegenwärtige und allmächtige Journal Impact Factor (JIF). Der JIF wird durch das Institute for Scientific Information (ISI) errechnet und gilt als die wesentliche Kennziffer für die Bedeutung und Qualität eines Journals. Ihm liegt folgende Berechnung zugrunde:

Zahl der Zitate im laufenden Jahr
auf Artikel der vergangenen zwei Jahre

Zahl der Artikel der vergangenen zwei Jahre

Da vieles daraufhin deutet, dass die zusätzliche Veröffentlichung auf einem Wissenschaftsserver die Zitationshäufigkeit der Artikel steigert, steigt auch der JIF des Journals und damit dessen Bedeutung. Es mangelt nicht an Kritik am JIF (Dong / Loh / Mondry 2005): Die Auswahl der berücksichtigten Journals obliegt alleine dem ISI, manche Dokumentgattungen sind komplett ausgeschlossen (etwa Bücher, Buchbeiträge, graue Literatur), die Berechnung erfolgt für das gesamte Journal – nicht für den einzelnen Artikel. Die zugrunde liegende Zwei-Jahres-Spanne wirkt benachteiligend z. B. auf Mathematik und Geisteswissenschaften, denn hier hat wissenschaftliche Information einen längeren Verwertungszyklus. Schließlich werden Journale, die sich einem kleinen Fachausschnitt widmen, benachteiligt, da sie trotz vorhandener Qualität kaum von anderen Journals zitiert werden können – in überschaubaren Sub-Disziplinen existieren wenige Journals, die einander zitieren können. Außerdem sind Journals in englischer Sprache im Sample des JIF überrepräsentiert. Dennoch ist der JIF das unhinterfragte Gütesiegel wissenschaftlicher Journals.

Abhängigkeiten: Journale, Impact

Factor, radikale Monopole und Karrieren

Warum aber nutzen Wissenschaftler Open-Access-Angebote zögerlich, selbst wenn es keine rechtlichen Hindernisse gibt und er ihnen erhöhte Zitationszahlen und weite Verbreitung ihrer Ergebnisse sichert? Robert Kiley und Robert Terry vom Wellcome Trust leiten diese Trägheit aus der Position der Wissenschaftler ab. Die öffentliche Hand finanziert Forschung und Forscher. Die Forscher publizieren die Ergebnisse in den Journals der Verlage – in aller Regel, ohne dafür Geld zu erhalten. Bibliotheken müssen den Wissenschaftlern an ihrer lokalen Hochschule Zugang zu relevanten Forschungsergebnissen gewähren und kaufen daher die Journals bei den Verlagen. Bibliotheken selbst sind auch von der öffentlichen Hand finanziert. Aus Sicht der Financiers erscheint der Prozess wie ein ineffizientes Out-Sourcing, Steuergelder fließen an die Produzenten der Informationen und an die Käufer. Die Wissenschaftler haben in dieser Übersicht wenig Interesse daran, diese Situation zu ändern, schließlich besitzen ihre Beziehungen zu den anderen Akteuren ausschließlich neutrale und positive Valenz. Zwischen Autoren und Verlagen fließt zumindest in den meisten Wissen-

⁵ <http://opcit.eprints.org/oacitation-biblio.html>

⁶ www.dini.de/veranstaltung/workshop/oaim-pact/

⁷ www.sherpa.ac.uk/romeo.php



Abbildung 10.1 aus Robert Kiley und Robert Terry: *Open access to the research literature: a funder's perspective*. In: Neil Jacobs (Hrsg.): *Open Access: Key Strategic, technical and economic Aspects*.

schaftsdisziplinen kein Geld, für die Nutzung der Bibliotheksangebote zahlen Wissenschaftler keine Gebühr und vom Staat erhalten sie Geld. Trotz aller Argumente pro Open Access ist die aktuelle Situation für Wissenschaftler doch ausreichend komfortabel und es besteht wenig Anlass, sie zu ändern: Vor allem, wenn man bedenkt, dass diesem Schema die wichtigste Relation fehlt. Zwischen den Verlagen und den Wissenschaftlern existiert eine Verbindung, die für die Wissenschaftler von größter Bedeutung ist, eine ausgesprochen positive Valenz hat und zugleich eine Abhängigkeit darstellt: Wer als Wissenschaftler Karriere machen will, muss nicht nur Talent haben, sondern auch in den richtigen Journalen, die mit einem hohen JIF gesegnet sind, publizieren. Andernfalls wird die Karriere scheitern. Die Devise im Wissenschaftsbetrieb lautet: Publish or Perish. Verlage besitzen daher ein radikales Monopol: Genauso wenig, wie man sich dafür oder dagegen entscheiden kann zu trinken, kann sich ein Wissenschaftler ernsthaft dafür oder dagegen entscheiden, in einem wichtigen Journal seiner Disziplin zu publizieren. Das Publizieren in solchen Journalen stattet die Wissenschaftler mit wissenschaftlichem Kapital aus.

Wissenschaftliches Kapital und Open Access: Interne Hindernisse

Der französische Soziologe Pierre Bourdieu unterscheidet drei Arten Kapital: ökonomisches, kulturelles und soziales Kapital (vgl. Bourdieu 1992, S. 49–79). Kulturelles Kapital besteht letztlich in Form von Bildung und von in Bildungsinstitutionen angeeignetem Wissen und hat drei Ausprägungen: inkorporiert (verinnerlicht), objektiviert (repräsentiert durch Gegenstände, Bücher, Gemälde) und institutionalisiert (formal kodifiziert durch akademische Titel). Soziales Kapital bezeichnet – sehr allgemein formuliert – Ressourcen, die auf der Zugehörigkeit zu einer Gruppe und auf einem Netz mehr

oder minder institutionalisierter Beziehungen basieren.

Die Position einer Person wird bestimmt durch das angesammelte ökonomische, kulturelle und soziale Kapital und dessen Verteilung. Generell hat das ökonomische Kapital eine dominierende Wirkung gegenüber den anderen Kapitalarten. Je nach gesellschaftlichem Feld, in dem man sich bewegt, kommen aber ergänzend feldspezifische Kapitalarten hinzu, die innerhalb dieses Feldes die Dominanz des ökonomischen Kapitals durchbrechen können. Ein Feld ist für Bourdieu „ein Universum, das all jene Akteure und Institutionen umfasst, die [z.B.] Kunst, Literatur oder Wissenschaft erzeugen und verbreiten. Dieses Universum ist eine soziale Welt wie jede andere auch, gehorcht aber mehr oder weniger spezifischen sozialen Gesetzen. Der Begriff des Feldes ist nun dazu da, diesen relativ autonomen Raum, diesen mit eigenen Gesetzen ausgestatteten Mikrokosmos zu beschreiben. Er ist zwar, wie der Makrokosmos, sozialen Gesetzen unterworfen, aber es sind nicht dieselben. Obwohl er sich nie ganz den Zwängen des Makrokosmos entziehen kann, verfügt er doch über eine mehr oder minder ausgeprägte Autonomie.“ (Bourdieu 1998, S. 18) Diese Felder sind Kräftefelder: „Jedes Feld, auch das wissenschaftliche, ist ein Kräftefeld und ein Feld der Kämpfe um die Bewahrung oder Veränderung dieses Kräftefeldes. Man kann (...) einen wissenschaftlichen (...) Raum wie eine physikalische Welt beschreiben, die Kräftebeziehungen, Herrschaftsbeziehungen enthält.“ (Bourdieu 1998, S. 20). Im wissenschaftlichen Feld, dem sich Bourdieu explizit etwa im „Homo academicus“ (Bourdieu 1988) und in „Vom Gebrauch der Wissenschaften“ (Bourdieu 1998) gewidmet hat, kommt zu den drei genannten Kapitalarten das wissenschaftliche Kapital hinzu.

Im Detail unterscheidet Bourdieu zwei Arten wissenschaftlichen Kapitals und daraus resultierender Macht:

- a) weltliche, politische, institutionelle, institutionalisierte Macht, die sich vor allem in der Wissenschaftsbürokratie findet und die über politische Strategien akkumuliert wird. Die Weitervergabe oder Vererbung ist wie bei allen Formen bürokratischen Kapitals einfach.
- b) spezifische Macht, persönliches Prestige, reines wissenschaftliches Kapital, basierend auf Anerkennung und weitgehend unabhängig von der beschriebenen weltlichen Macht, aber stärker als (a) von Infragestellung betroffen. Die Akkumulation erfolgt über Veröffentlichungen. Diese Form des wissenschaftlichen Kapitals ist flüchtig und dementsprechend schwieriger zu übertragen. Bourdieu versteht diese Form als die reine Form wissenschaft-

lichen Kapitals, sie ist hier im Wesentlichen von Interesse.

Bourdieu selbst nennt den citation index als Indikator für das wissenschaftliche Kapital (Bourdieu 1998, S. 23): Dieses Kapital wird im Wesentlichen über das Publizieren in JIF-starken Journalen geschaffen und akkumuliert. Es ist das Ticket, das den Zugang zu (Karriere-) Chancen ermöglicht. Solange diese Abhängigkeit besteht, wird es schwierig, einen ausreichenden Anreiz zum Publizieren in Open-Access-Journalen zu erreichen, denn solche Journale existieren in aller Regel noch nicht lange genug, um mit einem hohen JIF versehen worden zu sein. Nachwuchswissenschaftler werden daher alten Mustern folgend das Publizieren in konventionellen, aber fachlich anerkannten Journals anstreben.

Die Reputation, die Wissenschaftler aufgrund ihres Publikationsverhalten und dem darauf abzielenden JIF genießen, ist

■ **symbolischer Art:** Sie beruht einzig auf der Anerkennung durch relevante Personen und Institutionen innerhalb des wissenschaftlichen Feldes. Entfiele diese Anerkennung, ginge der gesamte Wert der Investition verloren. Die Investition ist einzig wegen dieser Anerkennung ein gültiger Tauschwert, dessen Zweck die Transformation in Zugangschancen ist. Das wissenschaftliche Kapital beruht „auf der Anerkennung (oder dem Kredit) (...), den die Gesamtheit der gleichgesinnten Wettbewerber innerhalb des wissenschaftlichen Feldes gewährt.“ (Bourdieu 1998, S. 23)

■ **sozial konstruiert:** Sie ist nicht naturwüchsig, sondern als Regulationsmechanismus beim Zugang zu oder beim Vorenthalten von Chancen installiert. Diese Chancen bezeichnen im Allgemeinen die Wahrscheinlichkeit, in den Genuss gewisser Privilegien zu kommen, etwa in Form lukrativer Berufungen, Projektbewilligungen oder Gutachter Tätigkeiten – womit die Tendenz zu weiterer Akkumulation wissenschaftlichen Kapitals und die Ausübung von Macht einhergeht. Damit sind materielle Profite wie etwa Einkommen oder Gefälligkeiten aus nützlichen Beziehungen und symbolische Profite wie fachliche Anerkennung, Mitgliedschaften in erlesenen Gruppen oder Vereinigungen verbunden. Der JIF ist deswegen nicht nur ein leicht zu kritisierendes Instrument zur Messung der Qualität wissenschaftlicher Information, er ist vor allem ein Regulationsmechanismus in der Verteilung von Privilegien.

Bei etablierten Wissenschaftlern, die nicht mehr auf die Akkumulation symbolischer Werte als Ticket zur wissenschaft-

lichen Karriere angewiesen sind, finden sich andere Motive, die das Beharren in konventionellem Publikationsverhalten erklären. Im wissenschaftlichen Feld lässt sich das Festhalten an tradierten Veröffentlichungsgewohnheiten und Verteilungsmechanismen – die schließlich zum anerkannten wissenschaftlichen Kapital verhelfen haben – genauso erklären wie auch in anderen Feldern: Das wissenschaftliche Kapital und wissenschaftliche Karrieren sind das „Ergebnis einer Investition (...)“, die sich auszahlen muß. Und diejenigen, die diese Berechtigungsscheine in der Hand halten, verteidigen ihr 'Kapital' und ihre 'Profite', indem sie diejenigen Institutionen verteidigen, die ihnen dieses 'Kapital' garantieren.“ (Bourdieu 1992, S. 23). Deutlicher Beleg dafür: Veröffentlichungen in Open-Access-Journals werden bei der Leistungsbewertung in Universitäten in der Regel nicht berücksichtigt (Björk 2004).

Eine Veränderung dieser Situation ist zumindest kurzfristig nicht in Sicht: Die ungleiche Verteilung des Kapitals ist essenziell für jedes Feld und daher sakrosankt. Akteure, die von den Zuerkennungsmechanismen des Kapitals profitiert haben, haben wenig Interesse daran, die Mechanismen oder die Ungleichheit zu beseitigen, denn die ungleiche Verteilung von Kapital bestimmt die Struktur des Feldes und bildet die Grundlage für die spezifischen Wirkungen von Kapital: nämlich die Fähigkeit zur Aneignung von Profiten und zur Durchsetzung von Spielregeln, die für das Kapital und seine Reproduktion so günstig wie möglich sind. (vgl. Bourdieu 1992, S. 58). Sprich: Wer ausreichendes wissenschaftliches Kapital besitzt, hat nicht nur die Chance, „die Regeln des Spiels festzulegen, sondern auch die Regelmäßigkeiten des Spiels, die Gesetze etwa, nach denen Spielgewinne verteilt werden, Gesetze, die bestimmen, welche Forschungsgegenstände von Bedeutung sind, die darüber entscheiden, ob etwas als außergewöhnlich oder überholt gilt“ (Bourdieu 1998, S. 23 f.).

Das wissenschaftliche Feld ist für Bourdieu ein „Kampfgegenstand, in der Wahrnehmung ebenso wie in der Wirklichkeit.“ (Bourdieu 1998, S. 25). Die Annahme, im wissenschaftlichen Feld existierten solche Verteilungsmechanismen und Verteilungskämpfe nicht, bezeichnet Bourdieu als *illusio* (Bourdieu 1998, S. 27), das wissenschaftliche Interesse sei im Verhältnis zu den herkömmlichen Interessen (vor allem denen des ökonomischen Feldes) uneigennützig: „Doch unterschwellig ist das 'reine', das uneigennützige Interesse ein Interesse an der Uneigennützigkeit, eine Art des Interesses, die zu allen Ökonomien symbolischer Güter gehört, wo es in gewissem Sinne die Uneigennützigkeit ist, die sich 'auszahlt' (...). So sind die Strategien der Akteure in gewisser Weise immer

doppelgesichtig, doppelsinnig, interessegeleitet und interessenlos, beseelt von einer Art Eigennutz der Uneigennützigkeit, der völlig gegensätzliche aber gleichermaßen falsche, weil einseitige Beschreibungen zulässt, die eine hagiographisch und idealisierend, die andere zynisch und reduktionistisch, wenn sie aus dem 'Wissenschaftskapitalisten' einen Kapitalisten wie jeden anderen macht.“ (Bourdieu 1998, S. 27).

Es scheint demnach verfehlt anzunehmen, das wissenschaftliche Feld sei offen und funktioniere wie ein offener Markt, der dem Austausch von Ergebnissen, Theorien und Informationen diene: „Vom Ideal des freien Marktes, den man gerade so anpreist, ist man weit entfernt, die Wirkungen eines solchen Marktes sind der Wissenschaft nur zu wünschen.“ (Pierre Bourdieu im Interview mit Frank Nouchi, 1993; Bourdieu 1998, S. 80)

Die Akzeptanz von Open Access wird gering sein, solange Open Access die anerkannten Regeln der Kapitalakkumulation nicht unterstützt oder sie gar gefährden könnte. In dieser Form wird Open Access vorrangig von Personen unterstützt, die eine Änderung der Verteilungsmechanismen oder eine Umverteilung des wissenschaftlichen Kapitals befürworten: Die Befürwortung oder Ablehnung von Open Access folgt nicht wissenschaftlicher Logik (denn es gäbe es gute Argumente dafür), sondern vielmehr einer feldunabhängigen Logik der Akkumulation von Kapital. Um Open Access zum Erfolgsmodell werden zu lassen, ist die Unterstützung der Wissenschaftskapitalisten nötig: „Revolutionen, das ist eine (...) paradoxe Besonderheit wissenschaftlicher Felder, sind dort Sache der Kapitalisten. Es gibt hier keine Revolutionen der Autodidakten oder Naiven“ (Pierre Bourdieu im Interview mit Frank Nouchi, 1993; Bourdieu 1998, S. 78)

Digital Divide & Informationsarmut, Ethnozentrismen, Demokratie: Externe Wirkungen

In der Open-Access-Diskussion werden meist nicht nur feldimmanente Faktoren ignoriert, auch externe Wirkungen werden kaum berücksichtigt. Überlegungen wie die von Jutta Haider finden sich kaum. Haider untersucht Ungleichverteilungen, aber deutlich abweichend von der gängigen, teils mit Ethnozentrismen durchsetzten Open-Access-Diskussion. Üblicherweise werden Entwicklungsländer, die naiverweise als homogene Entitäten konzeptionalisiert werden, als Objekte – nicht als Akteure – betrachtet, die über Open-Access-Publikationen entgeltfrei in den Genuss der in Westeuropa

oder den USA produzierten wissenschaftlichen Information kommen. Die Vorteile, die sogenannte Entwicklungsländer von der kostenlosen Nachnutzung der in den genannten Regionen produzierten Informationen haben, leuchten den meisten ein, wenn z.B. von Public Health Informationen⁸ oder wissenschaftlichen Rohdaten⁹ die Rede ist, deren Verwendung für Sekundäranalysen immense Kosten für das Design und die Durchführung eigener Studien erspart.

Allerdings bleibt die Frage offen, inwiefern die Antworten der in diesen Untersuchungen erhobenen Daten den Fragen der sogenannten Entwicklungsländer angemessen sind.

Haider widmet sich den im Rahmen der Open-Access-Diskussion virulenten Aspekten der Ungleichverteilung von Information (Haider 2006a) und den damit verknüpften Konzepten. Wenn Ungleichheiten bei Open Access Berücksichtigung finden, dann innerhalb der Digital-Divide-Thematik, bei der Open Access als Beitrag zur Verringerung der Informationsarmut gesehen wird. Die Bestimmung, welches Land an Informationsarmut leidet, erfolgt meistens ökonomisch (die armen Länder) und technisch (Länder mit schlechter technischer Infrastruktur).

Hinter dieser Konstruktion verbirgt sich ein recht traditioneller Ethnozentismus: Die Transformation aller Gesellschaften zu Gesellschaften nach abendländischem Vorbild (heutzutage in Gestalt sogenannter Informationsgesellschaften) wird als evolutionäre Universalie angesehen. Als weitere Setzung werden Informationen mit westlicher Wissenschaft gleichgesetzt, von der zugleich unhinterfragt angenommen wird, dass sie richtiges Wissen produziere, das wiederum Informationsarmut reduzieren kann. Haider wendet auf das Konzept der Informationsarmut Foucaults Konzept des Diskurses an (Haider 2006a, S. 1 ff.). Bei Foucault bezeichnet der Diskurs das sich in der Sprache niederschlagende und perpetuierende Verständnis von Wirklichkeit (Foucault 2001). Die Regeln des Diskurses legen für einen bestimmten Kontext, ein bestimmtes Wissensgebiet oder einen abstrakten Begriff recht unmissverständlich fest, was sagbar ist, was gesagt werden soll und was nicht gesagt werden darf und welcher Sprecher was wann sagen darf.

Der Diskurs ist eng mit Macht verknüpft, er gibt vor, die Realität zu beschreiben, schreibt sie aber vor. Haider analysiert ausgehend vom Diskurskonzept die Verwendung des Begriffs der Informationsarmut im Entwicklungsdiskurs und im Library and Information Science (LIS) Dis-

⁸ www.greynet.org/images/GL7_Crowe_et_al.ppt

⁹ www.codata.org/wsis/codata-samassekou-en.pdf

kurs: Informationsarmut ist allein schon durch seine Bestandteile (Information) mit dem LIS- und (Armut) mit Entwicklungsdiskurs verbunden (Haider, 2006b). Beide Diskurse gehen auch bei der Diskussion des Digital Divide eine Verbindung ein. Im LIS-Diskurs erscheinen von Informationsarmut betroffene Länder als Objekte, Ziel ist die Transmission richtiger Information: Wer informationsarm ist, bleibt passiv und wird Objekt einer Intervention durch Experten. Als Wohltäter gerieren sich dabei die Information Professionals, Informationswissenschaftler und Bibliothekare – nicht zufällig mithin die stärksten Open-Access-Befürworter. Diese Konstruktion prägt die Realität durch Unterordnung der Entwicklungsländer unter das mit Macht versehene, postulierte Expertenwissen der privilegierten, westlichen Welt. Diese Hierarchisierung reproduziert Macht und Kontrolle über die Entwicklungsländer. Wird Open Access in dieser Art als Werkzeug zur Verringerung des Digital Divide konzeptionalisiert, sanktioniert er die Abhängigkeiten der Entwicklungswelt und verfestigt asymmetrische Machtbeziehungen – legitimiert von einer angenommenen Informationsarmut, deren Reduktion als moralisch nötig erscheinen soll. Letztlich wird eine Extrapolation abendländischer Muster in (aus abendländischer Perspektive) als benachteiligt und abhängig beschriebene Regionen unter dem Deckmantel des Humanitarismus legitimiert.

Allerdings gibt Open Access Wissenschaftlern aus Entwicklungsländern auch die Möglichkeit, ihre eigenen wissenschaftlichen Informationen entgeltfrei zugänglich zu machen und ihnen zu sekundenschneller globaler Verbreitung zu helfen. Open Access bietet damit auch die Chance, aktiv die Wissenschaftsdiskussion zu prägen. Haider untersuchte 2005 die Verteilung der Produktion von Open-Access-Journals (Haider 2005) und kommt zu dem Ergebnis, dass in Entwicklungsländern signifikant mehr Open-Access-Journals erscheinen, als es in entwickelten Nationen der Fall ist. Auch wenn Faktoren wie teils hohe Autorengebühren für das Veröffentlichen in anerkannten Open-Access-Journals und fehlende technische Mittel das aktive Open-Access-Publizieren in Entwicklungsländern immer noch behindern (Papin-Ramcharan / Dawe 2006), bietet es Forschern aus diesen Ländern doch die Möglichkeit, einfacher als bisher von der Rolle der Wissenschaftskonsumenten in die der Wissenschaftsproduzenten zu wechseln. Allerdings muss die Geltung dieser Journals – sofern sie über den JIF bestimmt wird – relativiert werden: Open-Access-Journals und Journals in nicht-englischer Sprache sind im JIF-Sample unterrepräsentiert (Dong / Loh / Mondry 2005).

Im globalen Maßstab sollte letztlich nicht nur der Zugang zu Informationen frei sein, um eine informierte Diskussion und Öffentlichkeit herzustellen. Ein offenes Demokratie- und Open-Access-Modell gewährleistet nicht nur Rezeptionsmöglichkeiten, sondern genauso die Möglichkeit zur Publikation und Publizität, denn „in einer demokratischen Gesellschaft hat die Bevölkerung die Möglichkeit, sich auf sinnvolle Weise an der Regelung ihrer Angelegenheiten zu beteiligen und besitzt ungehinderten Zugang zu den Informationsmitteln“ (Chomsky 2003, S.28). Dass eine Verbindung zwischen Produktion, Verbreitung und Zugang zu Informationen und Demokratie besteht, erkannte der bereits erwähnte Investmentbanker George Soros schon in den 1980er Jahren, lange vor der Open-Access-Debatte: Um zensierte Informationen im kommunistisch beherrschten Ungarn zu verbreiten, ließ der Exil-Ungar Soros hunderte von Kopierern ins Land schmuggeln, die der Vervielfältigung von regimekritischen Flugblättern dienten.

Literatur

- BE (2003), Berliner Erklärung über offenen Zugang zu wissenschaftlichem Wissen. Online: <http://oa.mpg.de/openaccess-berlin/berlindeclaration.html>
- Björk, Bo-Christer (2004): Open access to scientific publications – an analysis of the barriers to change, *Information Research*, 9(2). Online: <http://InformationR.net/ir/9-2/paper170.html>.
- Bourdieu, Pierre (1988): *Homo Academicus*, Frankfurt am Main.
- Bourdieu, Pierre (1992): *Die verborgenen Mechanismen der Macht*, Hamburg.
- Bourdieu, Pierre (1998): *Vom Gebrauch der Wissenschaften. Für eine klinische Soziologie des wissenschaftlichen Feldes*, Konstanz.
- Chomsky, Noam (2003): *Media Control : wie die Medien uns manipulieren*, Hamburg.
- Deutsche Forschungsgemeinschaft DFG (2005): *Publikationsstrategien im Wandel? Ergebnisse einer Umfrage zum Publikations- und Rezeptionsverhalten unter besonderer Berücksichtigung von Open Access*, Weinheim. Online: www.dfg.de/dfg_im_profil/zahlen_und_fakten/statistisches_berichtswesen/open_access/index.html
- Dong, Peng; Loh, Marie; Mondry, Adrian (2005): *The „impact factor“ revisited*, *Biomedical Digital Libraries*, 2(7). Online: www.bio-diglib.com/content/2/1/7
- Electronic Publishing Services Ltd. EPS (2006): *Scientific, Technical and Medical (STM) Market Monitor*, London.
- Foucault, Michel (1991): *Die Ordnung des Diskurses*, Frankfurt am Main.
- Habermas, Jürgen (1981): *Theorie des kommunikativen Handelns*, 2 Bde., Frankfurt am Main.
- Haider, Jutta (2005): *The Geographic Distribution of Open Access Journals*. Online: <http://dlist.sir.arizona.edu/939/>
- Haider, Jutta (2006a), *Conceptions of 'Information Poverty' in LIS: An Analysis of Discourses*, in: *Jensen, Jane Kjertmann et al. (Hrsg.): Proceedings BOBCATSSS Symposium*, Tallinn. Online: <http://dlist.sir.arizona.edu/1067/>
- Haider, Jutta (2006b): *Pairing information with poverty: Traces of development discourse in LIS*, *New Library World*, 107(9/10).

- Jacobs, Neil (Hrsg.) (2006): *Open Access: Key Strategic, technical and economic Aspects*, Oxford.
- Jensen, Jane Kjertmann et al. (Hrsg.) (2006): *Proceedings BOBCATSSS Symposium*, Tallinn.
- Kaufmann, Cara (2005): *The Facts About Open Access. A study of the financial and non-financial effects of alternative business models on scholarly journals*, Clapham. Online: www.alpsp.org/publications/pub11.htm
- Kiley, Robert; Terry, Robert (2006): *Open access to the research literature: a funder's perspective*. In: *Jacobs, Neil (Hrsg.): Open Access: Key Strategic, technical and economic Aspects*, Oxford.
- Mruck, Katja; Gradmann, Stefan; Mey, Günter (2004): *Open Access: Wissenschaft als Öffentliches Gut*, *Forum Qualitative Sozialforschung*, 5(2). Online: www.qualitative-research.net/fqs-texte/2-04/2-04mrucketal-d.htm
- Parthey, Heinrich; Umstätter, Walther (Hrsg.) (2003): *Wissenschaftliche Zeitschrift und Digitale Bibliothek: Wissenschaftsforschung Jahrbuch 2002*, Berlin.
- Papin-Ramcharan, Jennifer I.; Dawe, Richard A. (2006): *Open access publishing: A developing country view*, *First Monday*, 11(6). http://firstmonday.org/issues/issue11_6/papin/index.html
- Umstätter, Walther (2003): *Was ist und was kann eine wissenschaftliche Zeitschrift heute und morgen leisten*. In: *Parthey, Heinrich; Umstätter, Walther (Hrsg.): Wissenschaftliche Zeitschrift und Digitale Bibliothek: Wissenschaftsforschung Jahrbuch 2002*. Berlin.

Open Access, Wissenschaftliches Kapital, Journal Impact Factor, Wissenschaftliche Kommunikation, Soziologie, Demokratie, Digitale Spaltung, Soziales Kapital, Pierre Bourdieu, Michel Foucault, Diskursanalyse, Entwicklungsländer

DER AUTOR

Ulrich Herb



Studium der Soziologie an der Universität des Saarlandes. Tätig an der Saarländischen Universitäts- und Landesbibliothek (SULB). Frühere Tätigkeiten an der

SULB: Leiter verschiedener Projekte zur entgeltfreien wissenschaftlichen Informationsversorgung. Derzeitige Tätigkeitsschwerpunkte: Elektronische Publikationsangebote und elektronische Archive, Digitales Publizieren, Digital Library, Open Access.

Saarländische Universitäts- und Landesbibliothek
Postfach 15 11 41
66041 Saarbrücken
Telefon: +49-681-302-2798
Fax: +49-681-302-2796
u.herb@sulb.uni-saarland.de
www.sulb.uni-saarland.de/